

Wohnen ist ein existenzielles Grundrecht

Interview mit Christine Hannemann

Christine Hannemann ist Professorin für das Fachgebiet „Architektur- und Wohnsoziologie“ am Institut Wohnen und Entwerfen der Fakultät Architektur und Stadtplanung an der Universität Stuttgart. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen unter anderem der Wandel des Wohnens und die Urbanität als Lebensform.

Welchen Stand hat die Wohnsoziologie in Deutschland und wie verhält es sich auf internationaler Ebene?

Die Professur, die ich innehave, ist am Institut „Wohnen und Entwerfen“ angesiedelt. Schon allein, dass es in Stuttgart so ein Institut gibt, ist eine Besonderheit, weil an einigen Architekturfakultäten erst jetzt wieder Wohnarchitektur-Professuren eingerichtet werden. Die Wohnsoziologie ist traditionell stärker in den skandinavischen Ländern vertreten, in den Niederlanden sowieso, dort ist eine Art Mekka für das Thema, aber auch beispielsweise in Großbritannien. In Deutschland stand das Wohnen nach der großen Hochzeit in den 20er/30er Jahren und der Nachkriegszeit des vorigen Jahrhunderts eher im Hintergrund, um nicht zu sagen, es wurde durch Politik, Wirtschaft und Wissenschaft ziemlich vernachlässigt. Das hängt zusammen mit der Industrialisierungsgeschichte, mit der Nachkriegsgeschichte. Die Wohnforschung war stark am Verwaltungsinteresse orientiert.

Was meinen Sie mit Verwaltungsinteresse?

Was die Verwaltungen [in den 1960er Jahren] an großen Wohnsiedlungen in den Städten geplant haben, die Neubaugebiete, Köln-Chorweiler, München-Neuperlach und so weiter, das war das, worauf die Forschung fokussiert wurde. Also nicht das Wohnen als soziale Praxis wurde erforscht, auch nicht, wie Grundrisse gestaltet werden sollten, sondern Wohnungsversorgungsthemen, Wohnungsbedarfe, also administrative, wohnungspolitische Aspekte. Für mich steht in der soziologischen Forschung vor allem die Nutzungsperspektive im Vordergrund. Wenn unsere immerhin 140 Masterstudie-

Das Buch *Das Deutsche Wohnzimmer* (1980) beruht auf einer fotografischen Studie von Herlinde Koelbl, in der sie die westdeutsche Gesellschaft der 1970er Jahre anhand privater Wohnräume porträtierte.



Hans Heinrich A., 45, Landwirtschaftsmeister und Maria A., 40, Hausfrau „Diese Trophäen sind eine Erinnerung an mehrere Generationen. Dieses gehört einfach zu unserem Besitz. Die Möbel haben wir angepaßt. Für uns ist eine moderne Einrichtung zu kalt.“



Prof. Dr. Dr. Rudolf R., 62, Fabrikant „Leben besteht aus der Wechselwirkung von Bewegung und Ruhe.“
Inge R., Malerin „Für mich besteht das Haus aus Wänden und diesen Platz brauche ich für meine Bilder.“



Michael G., 23, zur Zeit Privatier und Taxifahrer „Ich habe meine Wohnung so eingerichtet, daß ich weiß, hier wohne ich. Und die anderen Leute sollen das auch sehen.“

Karin H., 23, Optikerlehrling „Ich versuche mich selbst zu finden und mich abzugrenzen gegen andere Menschen.“

renden pro Studienjahr Wohnungen entwerfen, was muss da aus der Nutzungsperspektive berücksichtigt werden?

Sie sagen, Sie wollen die Nutzungsperspektive vertreten: Gehen Sie dabei primär empirisch vor?

Auch, aber nicht nur. Ich beobachte natürlich die allgemeinen sozialen, naturwissenschaftlichen, technischen und kulturellen Entwicklungen, die für unsere Art von Gesellschaft kennzeichnend sind, von der gesellschaftsdiagnostischen Seite her – also die Konsumdemokratie, die Individualisierung, die Digitalisierung. Daraus versuche ich dann abzuleiten, wie sich das Wohnen wandelt. Wie sich die Nutzungsanfordernisse verändern. Aktuell arbeite ich beispielsweise an einem Forschungsprojekt, das sich mit der Bedeutung und Realisierung von Wohnprojekten beschäftigt, die mehrere soziale Gruppen miteinander koppeln: zum Beispiel Flüchtlinge und Familien oder Obdachlose und Studierende.

Speziell habe ich zwei Themen im Fokus. Einmal den Wandel des Wohnens durch die zunehmende Bedeutung von Migration; ich untersuche die Möglichkeit von Integration durch gemeinschaftsorientierte Wohnprojekte. Und zum anderen beschäftige ich mich mit dem interkulturellen Wandel des Wohnens. Deutschland ist auf dem Weg zu einer Gesellschaft, in der viele Menschen eine Prägung durch verschiedene Kulturkreise haben. Was heißt das dann für das Wohnen als Lebenspraxis? Welche Nutzungserfordernisse ergeben sich daraus?

Und daraus leiten sich Empfehlungen für neue Grundrisskonzepte ab?

Ja. Welche Raumansprüche gibt es, wie ist es mit den Wohnflächenbedarfen, welche Nutzungen gibt es bei den Räumen? Braucht es überhaupt noch eine Küche, wenn ich Mikroapartments plane? Solche Themen, also wirklich die Konkretion des Wohnens.

Herlinde Koelbs Buch *Das deutsche Wohnzimmer*¹ ist etwa 40 Jahre alt. Wie würde sich das heute darstellen?

Ich finde das Buch hervorragend, aber es spiegelt nur eine bestimmte Wohnrealität wider, und zwar die, die ich immer als das klassische Familienwohnen bezeichne. Aus heutiger Sicht sind die „deutschen Wohnzimmer“ viel differenter, kulturell und sozial vielfältiger. Da würde ich heute ganz andere Bilder machen.

Es wäre also wesentlich vielfältiger und differenzierter?

Vor allem wesentlich multikultureller; ein Drittel der Gesellschaft hat inzwischen Migrationshintergrund, das bedeutet eben auch einen Wandel der Wohnsituationen. Der Hauptbestand an Wohnungen in Deutschland ist bis in die 80er Jahre gebaut worden und ist durch einen repetitiven Grundriss gekennzeichnet. Wir haben einen typischen deutschen Grundriss, den Flurgrundriss: mit Küche und Bad, Wohnzimmer, Kinderzimmer, Schlafzimmer. Den bewohnt jetzt eine andere Vielfalt an Haushalten.

Aktuell bemühe ich mich um Forschungsgelder, um das Wohnen im interkulturellen Kontext zu untersuchen. In diesem Zusammenhang habe ich lediglich vier Projekte gefunden, die sich mit interkulturellen Situationen beschäftigen: Die Stadt Oberhausen hat für „Senioren mit Migrationshintergrund“ kleine und bezahlbare Apartments sowie Wohngemeinschaften in der Siedlung Tackenberg entworfen (2007–2011). Im Rahmen der IBA Hamburg (2006–2013) erarbeitete eine interkulturelle Planungswerkstatt einen Anforderungskatalog für den Umbau des Reihersteigviertels zum Weltquartier. Im Neubauprojekt „ToM – Tolerantes Miteinander“ der Degewo in Berlin (2017–2020) werden in Workshops Wohnerwartungen von Geflüchteten

1. *Das deutsche Wohnzimmer*, Fotografien von Herlinde Koelbl, Text von Manfred Sack, mit einem Beitrag von Alexander Mitscherlich, Bucher, München 1980.

erhoben. Das führt unter anderem zur Planung gemeinschaftlich nutzbarer Räume und Freiflächen. Zudem wird auf die Flexibilität der Grundrisse geachtet. Und in Hannover wurde anlässlich der EXPO 2000 der Stadtteil Kronsberg gebaut, der das interkulturelle Zusammenleben der künftigen Bewohner*innen ins Konzept einbezog. So wurden etwa Grundrisse an muslimische Glaubensregeln angepasst: keine Sichtbeziehung zwischen WC und Waschbecken sowie ein sichtgeschützter Schlaftrakt.

Für einen Artikel im Magazin der *Süddeutschen Zeitung*² wurden Politiker interviewt, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten für den Wohnungsbau zuständig waren: Ich hatte den Eindruck, eine Partei schiebt der anderen die Schuld zu. Die Wohnpolitik hinkt irgendwie immer hinterher, es gibt immer neue Ideen, aber gesellschaftlich entwickelt es sich anders und dann passen die Konzepte wieder nicht.

Ich kann das alles nur unterstreichen. In der sozialwissenschaftlichen Forschung wird der systematische Niedergang des Sozialen überhaupt konstatiert, vor allem der des sozial orientierten Wohnungsbaus in Deutschland. Das hängt natürlich mit politischen Entscheidungen zusammen: zum einen generell mit der Umstellung von der Objektförderung auf die Subjektförderung, mit der Einführung des Wohngeldes in Deutschland, der Abschaffung des gemeinwohlorientierten Wohnens seit 1988. Es gibt systematische Entscheidungen, wie Wohnen aus dem politischen Panorama herausgeschoben worden ist. Und jetzt sitzt man vor einem Scherbenhaufen.

Aber es ist auch so, dass es, zahlenmäßig betrachtet, genügend Wohnungen in Deutschland gibt. Das Problem ist, dass sie sich nicht an den Standorten befinden, wo sich die Wirtschaft positiv entwickelt. In den wirtschaftlich starken Regionen ist die Wohnsituation verschärft, aber in allen anderen Regionen ist sie überhaupt nicht dramatisch. Meines Erachtens ist es nicht berechtigt, von einer Wohnungsnot zu sprechen, wir haben eine Wohnungsmisere. Es ist möglich, Wohnun-

gen zu finden, aber natürlich nicht das, was man haben möchte, bezahlbar und in attraktiven Lagen. Selbst in Berlin findet man Wohnungen, aber eben nicht da, wo „man“ gerne wohnen würde.

Es ist sicher nicht immer leicht vorherzusagen, wo der Wohnraumbedarf wächst und wo er schwankt?

Ich würde schon sagen, dass das prospektiv möglich ist. Ich beachte als Soziologin auch die wirtschaftlichen Entwicklungen. Beispielsweise in der Treuhandpolitik, wie sie im Osten nach dem Mauerfall betrieben wurde, finde ich viele Ursachen für Wohnungsleerstand, da ja fast alle Wirtschaftsstandorte im Osten nach dem Mauerfall zugemacht worden sind. Das lässt sich unter dem Fachbegriff der Deindustrialisierung fassen. Oder wenn ich mir die Entwicklung des Ruhrgebiets anschau und bedenke, dass der Bergbau eine endliche Industrie ist, genauso wie die Autoindustrie jetzt, dann kann ich den Wohnungsleerstand schon prospektiv sehen, wenn auch nicht im Detail. Dass sich die Wohnungsmisere durch die Fokussierung der Bildungspolitik auf ein Hochschulstudium verschärfen würde, war eigentlich auch absehbar. Wenn ich die gesamte Bildungspolitik darauf ausrichte, dass sich die Anzahl der Studierenden an den Hochschulen erhöhen soll, könnte ich mir auch ansehen, wo die Hochschulen sind. Die sind in den Städten, also habe ich in der Perspektive da ein Wohnungsproblem. Oder wenn ich beschließe, dass der Bundestag nach Berlin geht, dann ist natürlich klar, dass die Menschen, die in diesem Kontext tätig sind, eine Wohnmöglichkeit brauchen. Das Problem ist aus meiner Sicht, dass solche Entwicklungen nicht im Zusammenhang gedacht werden. Wir haben in Deutschland eine sehr sektorale

2. Rainer Stadler: „Heimatlos“, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 12, 2019, Magazin, 12. März 2019, <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/politik/wohnungsnot-mietpreise-sozialwohnung-bauminister-politik-wohnen-muenchen-hamburg-berlin-87021?reduced=true>, abgerufen am 19.9.2019.

„Wenn ich zulasse, dass Wohnungen an der Börse gehandelt werden, werden sie zu einem kapitalistischen Produkt, dann handelt es sich nicht mehr um Wohnungen, sondern um Investitionsanlagen.“

Denkweise. Diese Ressortdenkweise hat sich in den 1950er Jahren herausgebildet, mit der funktionalen Stadt, der autogerechten Stadt, und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Welche politischen Instrumente könnten helfen, die Wohnungsmisere zu lindern?

Vor allen Dingen die Wieder-in-Wert-Setzung des sozialen Wohnungsbaus. Wir haben jede Menge politische Instrumente, es ist nur eine Frage der Anwendung. Für mich steht an erster Stelle die Akzeptanz dessen, dass Wohnen ein Grundrecht ist, dass Wohnen die Existenzgrundlage für die Demokratie bildet und dass so was natürlich ins Grundgesetz gehört. Man hat sich ja im Grundgesetz explizit dagegen entschieden, im Gegensatz zur Weimarer Verfassung, im Gegensatz zur DDR-Verfassung. Es ist auch darauf verzichtet worden, nach dem Mauerfall eine wirklich neue Verfassung zu schreiben. Das ist alles begründbar, ist alles diskutiert, aber mir fehlt die Erkenntnis, dass Wohnen ein existenzielles Grundrecht ist. Dass die Menschen sich nicht mehr aufgehoben fühlen. Wenn Menschen heute bis zu 70 Prozent ihres Haushaltseinkommens für Wohnen ausgeben, dann ist natürlich die große Frage, wie können sie noch am politischen Leben teilhaben? Haben sie überhaupt noch Interesse, haben sie dafür Zeit? Sie fühlen sich doch allein gelassen und vernachlässigt. Also, es gibt soziale Grundlagen – Daseinsfürsorge ist das Stichwort dafür –, die für ein demokratisches Miteinander grundlegend sind. Dazu zählen für mich nicht nur Bildung und eine vernünftige medizinische Versorgung. Das Fatale in Deutschland ist, dass Wohnen immer ein „linkes“ Thema ist. Damit hat es eine einseitige politische Ausrichtung. Ich möchte gerne darauf aufmerksam machen, dass es *kein* parteipolitisches Thema ist. Es sollte nicht mit einer bestimmten politischen Ausrichtung verbunden sein, es geht vielmehr um die Grundlage unserer Daseinsform. Wir übernachten, wir kochen, wir reproduzieren uns durch das Wohnen.

Ja, es scheint, dass wir auch in vielen anderen Bereichen mit der globalen Entwicklung die Steuerungsmöglichkeiten verloren oder bewusst aus der Hand gegeben haben.

Genau. Wenn ich zulasse, dass Wohnungen an der Börse gehandelt werden, werden sie zu einem kapitalistischen Produkt, dann handelt es sich nicht mehr um Wohnungen, sondern um Investitionsanlagen. Dementsprechend entwickelt sich das dann auch. Es geht mir um das Grundrecht auf Wohnen. Ich meine, dass das Handeln mit Wohnungen nicht an die Börse gehört. Das ist meine Erkenntnis aus langen Jahren Beschäftigung mit dem Thema. Und es ist ja eine alte Diskussion: Wie kann ich die Wohnungsfrage als soziales Problem lösen? Darüber hinaus gibt es in der Wissenschaft einen Konsens, dass es einen Grundbestand an Sozialwohnungen braucht. Es gibt keine Gesellschaft, in der alle Wohnprobleme nur auf der individuellen Ebene gelöst werden können. Es gibt immer Menschen, die Unterstützung brauchen, genau wie in der Bildung oder im Gesundheitssystem.

Wahrscheinlich müsste die Wohnungsplanung viel stärker integriert sein in andere Planungen.

In der deutschen Verwaltung ist die gesamte Kompetenz des Wohnungsbaus im Zuge des Umbaus und des Rückbaus der öffentlichen Verwaltung fast abgeschafft worden. Es gibt praktisch keine Fachleute mehr, die sich auf der kommunalen Ebene damit beschäftigen, es gibt keine Wohnungs-, keine Stadtplaner, keine Verkehrsplaner ...

Von den politischen Themen zurück zum Wohnwandel. Welchen Einfluss hat die Digitalisierung auf das Wohnen?

Der Einfluss der Digitalisierung ist natürlich vorhanden, aber wie genau, ist noch nicht abzusehen. Gleichwohl ist beispielsweise Instagram wohnsoziologisch gesehen ein perfektes Beispiel. Hier ist die Inszenierung der privaten Wohnwelten ja eines der wichtigsten Themen neben den

Schmink- und Beautytipps. Dadurch hat das Wohnen in der digitalen Welt eine neue Aufmerksamkeit bekommen, auch im Sinne der Ästhetik und der Stilisierung.

Als Designmuseum haben wir zu tun mit Zeitschriften wie *Apartamento* und *Freunde von Freunden*, die die jungen Kreativen feiern und das etwas wegrücken von den Hochglanzzeitschriften. Das ist aber auch ein bestimmter Stil und zeigt, wie die Dinge wiederum uniform werden. Interessanterweise wurden beide um 2008 gegründet, sind also so alt wie Instagram und Airbnb.

Lange Zeit war *Schöner Wohnen* das wichtigste Medium neben dem IKEA-Katalog, eben die Dominanz der Familienwohnerfahrung. Durch Instagram und die sozialen Medien seit 2008 kann ich eine echte Bedeutungszunahme des Wohnens konstatieren. Und es ist auch öffentlicher geworden. Die Unterscheidung von Öffentlichkeit und Privatheit gilt gerade in der jüngeren Generation überhaupt nicht mehr.

Das fand ich so interessant beim Betrachten der Fotos von Herlinde Koelbl: Das waren Wohnungen, da wurde zu Festtagen jemand in die gute Stube gelassen, aber das andere war privat.

Genau, und die Schlafzimmertür hat man nie aufgemacht. Aber heute? Instagram ist voll von privaten Darstellungen. Aber es sind alles Inszenierungen, ist ja klar. Es sind keine realen Wohnsituationen.

Beatriz Colomina, die Architekturtheoretikerin, hat kürzlich bei uns einen ganzen Vortrag über die Nutzung des Bettes gehalten und gesagt, dass sehr viele junge Leute inzwischen vom Bett aus arbeiten.

Damit beschäftige ich mich auch. Welche Räume sind ungenutzt, werden überflüssig? Einer davon ist das sogenannte Wohnzimmer. Es wird inzwischen in allen Räumen gewohnt. Die Differenzierung zwischen Schlafen und Wohnen ist völlig aufgehoben, denn mit dem Lap-

top oder dem Tablet kann ich überall arbeiten. Ich sitze jetzt zum Beispiel auch im Bett und mache mein Interview. Es braucht kein Wohnzimmer mehr und vermutlich eine Küche auch nicht.

Die Küche hat auch einen Wandel durchgemacht. Können Sie dazu etwas sagen?

Die Studien zeigen, dass immer weniger gekocht wird. Convenience Food ... die Supermärkte und Biomärkte sind voll davon, das hat in einer Vielfalt zugenommen ... Und natürlich die Singularisierung, die Vereinzelnung der Haushaltsstrukturen. Die Anzahl der Ein- und Zweipersonen-Haushalte wird immer höher. Die Arbeits- und Lebensstilvielfalt bringt es mit sich, dass immer weniger klassisch gekocht wird. Auch weil das Angebot da ist; wenn ich in städtischen Regionen bin, habe ich kein Problem, mir ein belegtes Brötchen zu kaufen. Und der Wohlstand führt dazu, dass die Menschen sich die Mühe, Kartoffeln zu schälen oder, Gewürze zusammensuchen, immer weniger machen. Auch wenn die Kochzeitschriften, Kochsendungen und entsprechenden Youtube-Kanäle boomen, heißt das noch lange nicht, dass die Menschen selber kochen. Es sind ganz bestimmte Mittelschichtshaushalte mit Kindern, die das Kochen präferieren.

Und wenn es gemacht wird, hat es Ereignischarakter?

Genau, dann ist das ein Event.

Und findet seinen Niederschlag in der Kücheninsel, die zentral inszeniert wird.

Ja, die Kochinselküche und der rechteckige Tisch mit acht Plätzen, die zweimal im Jahr genutzt werden, sind ein Distinktionsmerkmal, die Dokumentation einer bestimmten Ästhetik und einer bestimmten Selbstdarstellung.

Wären so umfassende Bauprojekte wie das Neue Frankfurt, das ja bis in die Einrichtungen ging, heute noch denkbar?

Warum nicht? Aber ich sehe nicht, dass es einen politischen Willen dafür gibt. Selbst das Konzept der IBA, die ursprünglich eine Ausstellung zum Wohnen war, entfernt sich immer weiter vom Thema Wohnen. Vor allem aber meine ich, dass in Deutschland zu viele Familienwohnungen gebaut werden und zu wenige für andere Wohnformen, etwa Gemeinschaftswohnen. Es ist das große Dilemma, dass das, was heute neu gebaut wird, nicht den Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht.

Das Neue Frankfurt könnte ich mir vorstellen, das ist eine Frage der politischen Willensbildung. Das fachliche Wissen dafür ist da, daran liegt es nicht.